



Marcel Vaarmeijer

LOUISE und
die LIEBE

Roman



BASTEI ENTERTAINMENT 

Nicht lange, nachdem er seinen Vater verloren hatte, wurde mein Junge krank. Er hatte Fieber, war müde und klagte über Bauchschmerzen. In der Toilette entdeckte ich Durchfallpfützen mit einer beunruhigenden Farbe.

Der Hausarzt ließ die Exkreme untersuchen und rief mich zwei Tage später an. »Ihr Sohn muss sofort ins Krankenhaus«, teilte er mir mit. »Ich habe gerade mit einem Spezialisten gesprochen; in einer Viertelstunde wird Ihr Sohn abgeholt.«

Vor Schreck griff ich nach den Zigaretten in meiner Schürze, steckte mir eine an und nahm einen tiefen Zug. Während der langsam verlaufenden Krankheit meines Mannes hatte ich wieder zu rauchen angefangen und noch nicht die Kraft gefunden, wieder damit aufzuhören. »Krankenhaus? Haben Sie Krankenhaus gesagt?«

»Ja, Krankenhaus«, bestätigte der Hausarzt. »Ihr Sohn ist sehr krank, wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Ich nahm noch einen Zug und blies den Rauch mit einem Seufzer aus. »Keine Zeit verlieren? Was ist los mit meinem Jungen? Wird er sterben? Wird man mir wieder einen geliebten Menschen wegnehmen?«

»Wenn wir uns jetzt beeilen, wird man Ihnen gar niemanden wegnehmen.«

Mir war schon sehr viel weggenommen worden. Mit diesem Fluch musste ich mich ganz offensichtlich abfinden: dass man alles Schöne und alles, was ich liebte, aus meinem Leben wegreißen würde. Hin und wieder passiert das vielen Menschen, aber niemandem so oft wie mir. Ich war zur Welt gekommen, um ganz und gar ausgeplündert zu werden. Alles, was ich liebte, alles, was mich froh machte, alles, was mir etwas bedeutete – früher oder später würde man es wie Unkraut aus meinem Leben reißen.

Im Krankenhaus brachte man meinen Jungen in einem kleinen Zimmer unter. Ich musste draußen auf dem Flur bleiben und konnte durch ein Fenster nach ihm schauen. Er trug einen Krankenhausschlafanzug; seinen eigenen hatte eine Krankenschwester mitgenommen.

Ich klopfte mit den Fingernägeln gegen die Scheibe. Mein Junge lag unter den Decken und wandte mir langsam das Gesicht zu. Er tat sein Bestes, um zu lachen. Mein Junge hatte immer sein Bestes getan, um zu lachen. Auf diese Weise beruhigte er mich, auch wenn es gar nichts gab, worüber ich mich beruhigen musste.

Ich nickte und warf ihm drei Handküsse zu. Er lachte wieder. Dann drehte er den Kopf weg und schloss die Augen.

»Paratyphus«, erklärte der Spezialist, »Ihr Sohn hat Paratyphus.«

Wir saßen einander an seinem Schreibtisch gegenüber. Der Spezialist war Belgier, Niederländisch sprach er mit einem charmanten Akzent.

»Was ist Paratyphus, Herr Doktor?«

Der Spezialist nahm seine Lesebrille ab. Ich sehnte mich nach einer Zigarette.

»Paratyphus ist eine Darmkrankheit, die durch ein Bakterium verursacht wird. Hier bei uns kommt diese Krankheit nur selten vor. Hat Ihr Sohn vielleicht etwas Komisches gegessen?«

»Etwas Komisches?«

»Hat er Dreck vom Boden aufgehoben? Kleine Kinder machen das; die stecken sich doch alles in den Mund. Hat sich Ihr Sohn irgendetwas Komisches in den Mund gesteckt?«

»Mein Sohn steckt sich nie etwas Komisches in den Mund.«

Der Spezialist schob die Lesebrille in die Brusttasche seines Kittels. »Wie auch immer, Ihr Sohn hat Paratyphus und wird bis auf Weiteres in einem Isolierzimmer bleiben müssen. Sie dürfen ihn jeden Tag besuchen, aber Sie müssen hinter der Scheibe bleiben. Diese Krankheit ist sehr ansteckend. Sie müssen Ihr Haus mit Bleichmittel und Seifenlauge reinigen, vor allem die Toilette und die WC-Brille. Alle Kleidungsstücke, die Ihr Sohn bisher getragen hat, müssen weggeworfen werden, und das Bettzeug auch. Hier ist ein Zettel, auf dem alles steht. Gehen Sie auf Nummer sicher, lieber zu viel sauber gemacht als zu wenig.«

Auf dem Weg nach Hause rauchte ich fünf Zigaretten. Ich war den ganzen Weg zu Fuß gegangen. Wir hatten eiskaltes Wetter, und der Wind blies mir böse ins Gesicht. In der Tasche hatte ich den Zettel mit den Instruktionen. Ich nahm mir vor, meinen Jungen jeden Tag zu besuchen. Wenn er die Augen aufmachte, sollte er das Gesicht seiner Mutter sehen können. Er musste wissen, ich würde es nicht zulassen, dass man ihn aus meinem Leben riss. Ich würde ihn festhalten, ganz fest, genau so lange, bis ich ihn wieder gesund mit nach Hause nehmen durfte.

Wie eine Besessene fiel ich über das Haus her. Mit einem Eimer Seifenlauge und einer Flasche Bleichmittel putzte ich zweimal die Toilette. Die Brille schraubte ich ab und ersetzte sie durch eine neue. Das Zimmer meines Jungen, wo die meisten Bakterien waren, räumte ich fast ganz aus. Seine Kleidungsstücke, seine Teddybären, sein Bettzeug, seine Spielsachen und der Teppich, alles landete in Müllsäcken. Den Holzfußboden und die Möbel säuberte ich akribisch mit Bürsten und Lappen. Die anderen Zimmer im Haus putzte ich auch. Am Ende reinigte ich mich selbst mit einem Glas Jenever – mein Mann hatte ihn kurz vor seinem Tod trinken wollen, um ein letztes Mal das Leben zu feiern, dazu aber nicht mehr die Gelegenheit gehabt.

In den kommenden Tagen wollte ich noch Gardinen und Vorhänge waschen, die Fenster putzen und alle Pflanzen wegwerfen, an denen mein Junge gelect hat. Der Spezialist hatte recht: Kinder steckten sich einfach alles in den Mund. Mein Sohn tat das nie, aber er leckte an Dingen. Was andere Kinder mit den Händen machten, tat er mit der Zunge. Der Geschmack eines Gegenstandes war ihm wichtiger als die Form. Ich vermutete, dass er sich die Krankheit geholt hatte, indem er an etwas gelect hat, auf dem sich das gefährliche Bakterium befand. Jahre später würde er zugeben, dass es ein Würstchen

gewesen war, das er auf der Straße gefunden hatte – oder etwas, das aussah wie ein Würstchen.

Seine Genesung dauerte sechs Wochen. Der Schnee war inzwischen geschmolzen, und die ersten Krokusse blühten.

Ich holte meinen Jungen mit einem Taxi ab. Zum Laufen war er zu schwach. Der Paratyphus hatte ihn kahl gefressen; ich erschrak, als ihn die Schwester anzog und ich seine Rippen zählen konnte.

»Geben Sie ihm zuerst etwas warmen Brei«, empfahl mir der Spezialist, »drei, vier Schüsseln am Tag. Wenn er das gut verträgt, können Sie Kartoffeln und frisches Gemüse kochen und zerdrücken, damit seine Eingeweide keine Schwierigkeiten mit der Verdauung bekommen. Und er darf auf keinen Fall an irgendetwas lecken. Wir haben bemerkt, dass Ihr Sohn auffällig oft an Dingen leckt. Das darf nicht mehr passieren.«

»Ich werde darauf achten, Herr Doktor«, sagte ich. »Er wird mit dem Lecken aufhören.«

Im Taxi starrte mein Junge lustlos vor sich hin. Er war leichenblass und sagte kein Wort. Als wir an einer Ampel hielten, wollte er an der Fensterscheibe lecken, aber ich zog ihn gerade noch rechtzeitig weg. Er schaute mich böse an. Er wollte lecken, er sehnte sich danach zu lecken. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass Lecken gefährlich war, dass er wieder krank werden und sterben würde. Er zog die Schultern hoch und starrte wieder vor sich hin. Meine Worte hatten ihn nicht beeindruckt. Die kleinen Schläge auf die Finger, die ich ihm später gab, wenn er an irgendetwas lecken wollte, halfen besser.

Sein Zimmer sah genauso aus wie vorher. Alle Sachen, die ich sechs Wochen vorher weggeworfen hatte, hatte ich durch neue ersetzt. Ich war von Pontius zu Pilatus gelaufen, um die richtigen Teddybären, das richtige Spielzeug und die richtigen Kleidungsstücke kaufen zu können.

Als ich ihm einen Teller Brei eingeflößt und ihn ins Bett gesteckt hatte, sagte er: »Papa Bär ist anders.«

»Ich habe ihn gewaschen, ich habe alles gewaschen.«

»Wo ist Papa Bär?«

Ich nahm den größten Teddybären und legte ihn meinem Sohn auf die Brust. »Hier ist Papa Bär, mein Junge. Papa Bär hat auf dich gewartet.«

»Nein«, schrie er und schlug den Bären weg. »Papa Bär ist tot.«

Ich erschrak. Ich hatte alles gekauft, was es nur zu kaufen gab, aber seinen alten Papa Bär hatte ich nicht finden können. In diesem Moment begriff ich, dass auch aus dem Leben meines Jungen alles Schöne weggerissen werden würde.

Auf Anraten meines Hausarztes, der sich Sorgen machte, weil mein Sohn sich nur langsam erholte, habe ich ihn zwei Wochen später in ein Kinderheim am Meer gebracht. Dort sollte er fünf Monate bleiben und wieder ganz zu Kräften kommen. Dabei komme es auf die frische Luft an, erklärte der Hausarzt, davon gehe es geschwächten Stadtkindern schneller wieder besser.

Während dieser fünf Monate stürzte ich mich wieder in das Erfüllen meiner eigenen Sehnsüchte. Ich besuchte Theater, Kinos, Restaurants, und im Sommer wohnte ich vier Wochen lang bei einer Freundin in Biarritz. Sie besaß ein schönes Apartment am Boulevard, ein Geschenk ihres verstorbenen Ehemannes. Er hatte in guten Zeiten gute Geschäfte gemacht. Mein Mann hatte auch Geschäfte gemacht, aber die Zeiten waren nicht so gut gewesen.

Jeden Tag schickte ich meinem Sohn eine Postkarte. Ich hatte dreißig Karten aus den Niederlanden mitgenommen. Ich wollte nicht, dass er Post aus einem anderen Land bekam und dachte, ich hätte ihn im Stich gelassen.

Im September holte ich meinen Jungen aus dem Kinderheim ab. Er hatte feuerrote Wangen mit Sommersprossen darauf und sah besser aus als jemals zuvor. Während der ganzen Reise sang er: »Auf 'nem großen Fliegenpilz, rot mit weißen Stippen, saß das Zwerglein Spinnenbein und tat munter wippen.«

Die Leute im Zug kamen zu uns ins Abteil, um sich meinen Jungen anzuschauen. So viel Fröhlichkeit hatten sie lange nicht mehr erlebt. Ein Mann sagte: »So fröhlich war ich auch mal, und zwar 1943, da habe ich bei einer Bauernfamilie in Sibculo gewohnt.«

Zu Hause hörte mein Junge auf zu singen. Den Mohrenkopf, den ich extra für ihn gekauft hatte, rührte er nicht an, und etwas später schlief er auf dem Sofa ein.

Ich deckte ihn zu und legte Papa Bär ganz dicht neben ihn. Den alten Papa Bär hatte man aus seinem Leben gerissen, der neue würde ihn nie wieder verlassen.

6

Fabio schiebt mich im Rollstuhl über den Flur. Es ist Dienstagmittag, halb zwei, Zeit für unseren wöchentlichen Ausflug. Nase und Hände hat mir Fabio mit ein bisschen Sonnencreme eingeschmiert, Lichtschutzfaktor 40.

»Sieh an, sieh an, wohin wird unsere Königin denn ausgeführt?«, fragt Tante Martha. Sie sitzt am Esstisch und schält eine Orange; der Saft läuft ihr an den Unterarmen entlang.

»Nach Indien«, ruft Sophia, die im Nachthemd am Fenster steht. Es ist sehr warm im Speisesaal. Die Ventilatoren sind kaputt, und eine Klimaanlage wäre zu teuer. »Mit der *Oranje* nach Tanjung Perak. Was für eine große Reise, Majestät.«

Godfried Mandjes sitzt vor dem Fernseher. Der ist ausgeschaltet, aber das stört Godfried nicht. »Die Frau ist doch taub«, sagt er, ohne sich umzudrehen, »ich habe keinen einzigen Zahn mehr im Mund, und Schiffe nach Indien landen sowieso auf den Klippen.«

Opa Bussink liegt lang ausgestreckt auf dem Sofa. Er gähnt und kratzt sich im Schritt seiner kurzen Hose. Seine knochigen weißen Beine sind noch dünner als letztes Jahr.

»Wenn du nur mit deinen Pfoten von meinem kleinen Italiener wegbleibst«, ruft Tante Martha. »Dieses Diebsgesindel treibt es doch schlimmer als die Kaninchen.«

Fabio beschleunigt seine Schritte. Er hasst vulgäre Bemerkungen, und Tante Martha kann er nicht ausstehen. Kurz darauf sausen wir durch die Drehtür und sind draußen. Auf einer Bank unter der Markise sitzen zwei Schwestern und rauchen. Ich setze meinen Hut und meine Sonnenbrille auf. Fabio schiebt mich über den Radweg in Richtung des Dorfes. Ich spüre seine behutsame Hand auf der Schulter. Damit beruhigt er mich. Tante Martha hat ihn irritiert, nicht verletzt.

Zweimal im Jahr organisiert die Direktion einen gemeinsamen Ausflug. Geld für gute Ventilatoren oder eine Klimaanlage gibt es nicht, einen Geldtopf für tolle Ausflüge dagegen schon. Mit einem ganz besonderen Bus, in den auch Rollstühle und Rollatoren passen, besuchen sie Museen, Tier- oder Vergnügungsparks, Festivals und andere beliebte Attraktionen. Diese Ausflüge schließen Essen und Trinken ein; auch daran wird nicht gespart.

Ein einziges Mal bin ich mitgefahren. Ich wohnte erst einen Monat im Heim und dachte, es könnte vielleicht ganz nett werden.

Der Bus brachte uns in den Miniaturenpark Madurodam. Vorn beim Fahrer stand ein dicker Mann in einem verschlissenen Smoking. Die ganze Fahrt über lallte er uralte Schlager in ein Mikrofon. Alle Bewohner, auch diejenigen, die kein Wort mehr herausbrachten, lallten aus voller Kehle mit.